

ANDREAS
ESCHBACH

**DIE
ABSCHAFFUNG
DES
TODES**

Lübbe

THRILLER



Inhalt

Cover	
Inhalt	
Über das Buch	
Über den Autor	
Titel	
Impressum	
Prolog	
I - DIE EINLADUNG	
Kapitel 1	
Kapitel 2	
Kapitel 3	
Kapitel 4	
Kapitel 5	
Kapitel 6	
Kapitel 7	
Kapitel 8	
Kapitel 9	
II - DAS PROJEKT	
Kapitel 10	
Kapitel 11	
Kapitel 12	
Kapitel 13	
Kapitel 14	
Kapitel 15	
Kapitel 16	
III - DIE PRÜFUNG	
Kapitel 17	

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

IV - DIE IRRITATION

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

V - DIE VERFOLGUNG

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

VI - DIE EINWEIHUNG

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

VII - DIE WAHRHEIT

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

VIII - DAS LEBEN

Kapitel 45

Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

IX -DIE ZUKUNFT
Kapitel 49
Danksagung



Über das Buch

Drei hochkarätige Unternehmer aus dem Silicon Valley wollen ein zweites ›Manhattan Projekt‹ ins Leben rufen. Nur ist das Ziel noch ehrgeiziger als damals die Entwicklung der Atombombe: Sie wollen den Tod abschaffen. Der Journalist James Windover entdeckt jedoch, dass die Unternehmer, während sie von Investoren Milliarden sammeln, insgeheim versuchen, einen Schriftsteller zum Schweigen zu bringen – weil sie eine Story fürchten, die er geschrieben hat. Was steht darin, das das Projekt gefährden könnte? James begibt sich auf die Suche nach dem Mann und gerät rasch selbst in tödliche Gefahr ...



Über den Autor

Andreas Eschbach, geboren am 15.09.1959 in Ulm, ist verheiratet, hat einen Sohn und schreibt seit seinem 12. Lebensjahr.

Bekannt wurde er vor allem durch den Thriller DAS JESUS-VIDEO, gefolgt von Bestsellern wie EINE BILLION DOLLAR und AUSGEBRANNT, mit denen er endgültig in die Top-Riege der deutschen Autoren aufgestiegen ist.

Sein Roman NSA – NATIONALES-SICHERHEITS-AMT befasst sich mit der brisanten Frage: Was wäre, wenn es im dritten Reich bereits Computer, das Internet und Soziale Medien gegeben hätte – und deren totale Überwachung? In dem Kriminalroman FREIHEITSGELD zeigt er eine nicht allzu ferne Zukunft, in der Automatisierung, Klimawandel und die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens das Leben der Menschen entschieden verändert hat. Andreas Eschbach lebt mit seiner Familie seit 2003 als freier Schriftsteller in der Bretagne.

ANDREAS
ESCHBACH

**DIE
ABSCHAFFUNG
DES
TODES**

THRILLER

lubbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück
GmbH, 30161 Hannover

Copyright © 2024 by Andreas Eschbach
Diese Ausgabe 2024 by Bastei Lübbe AG,
Schanzenstraße 6-20, Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text-
und Data-Mining bleiben vorbehalten.

Lektorat: Stefan Bauer
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
Umschlagmotiv: © paul_craft - stock.adobe.com
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7517-6090-4

luebbe.de

lesejury.de

Die teuerste Tageszeitung der Welt heißt *The Windover View*, und höchstwahrscheinlich haben Sie noch nie von ihr gehört.

Alles andere wäre höchst verwunderlich, denn diese Zeitung hat nur 49 Abonnenten, die jeweils eine Million Euro im Jahr bezahlen für das Privileg, jeden Morgen zu erhalten, was sie nirgendwo sonst bekommen: einen nüchternen, leidenschaftslosen und einzigartig präzisen Überblick über den Zustand der Welt. Diese Zeitung bringt keine sensationsverheißenden Schlagzeilen, keine Nachrichten über Mord und Totschlag und keine Berichte über sogenannte Prominente und ihre Eskapaden. Sie finden darin keine Kreuzworträtsel, keine Comics, kein Tageshoroskop, rein gar nichts, was der Unterhaltung dient. Kein Sportteil, keine Leserbriefe, keine Kleinanzeigen – *überhaupt* keine Anzeigen. Nur Fakten, auf den Punkt gebracht mit sorgfältig ermittelten Zahlen und straffen, schnörkellosen Analysen. Schon nach der Lektüre der Titelseite haben Sie ein klares, wenn auch grobes Bild dessen, was in der Welt gerade vor sich geht. Sie sehen, wo sich Entwicklungen anbahnen und welche Trends morgen oder übermorgen wichtig werden. Bei den Themen, die Sie interessieren, können Sie weiter in die Tiefe gehen zu noch mehr und detaillierteren Informationen, zu feiner aufgeschlüsselten Zahlen und Statistiken, veranschaulicht in Grafiken, deren Optik mit Bedacht so gewählt ist, dass kein falscher Eindruck entstehen kann.

Mein Name ist übrigens James Henry Windover. Ich bin, wie Sie sich jetzt vermutlich schon denken können, der Gründer und Chefredakteur dieser Zeitung.

Wir sind ein reines Informationsmedium. Wir versuchen nie, Ihnen zu sagen, was Sie denken oder was Sie von dem, was wir berichten, halten sollen. Wir dokumentieren nur, so korrekt und objektiv wie möglich und unabhängig davon, ob das, was passiert, uns persönlich gefällt oder nicht. Wir schildern, was sich auf der Welt an Wesentlichem ereignet, legen dar, welche Hintergründe wie plausibel sind und welche Gefahren drohen. Und dann überlassen wir es unseren Leserinnen und Lesern, sich ihre eigene Meinung zu bilden.

Streng genommen sind wir keine Zeitung im klassischen Sinne, denn es gab noch nie eine gedruckte Fassung der *Windover View*, und es wird auch nie eine geben. Stattdessen hat jeder Abonnent einen speziellen Tabletcomputer, auf dem morgens um sechs Uhr mitteleuropäischer Zeit die aktuelle Ausgabe erscheint. Sie kommt per Internet, verschlüsselt und überdies personalisiert, was bedeutet, dass die Reihenfolge der Themen sich nach den Interessen des betreffenden Abonnenten richtet, wie er sie bei uns hinterlegt hat: Angaben, die wir selbstverständlich hüten wie unsere Augäpfel.

Und – ja, der Name der Zeitung ist ein Wortspiel. Keineswegs bedeutet er jedoch, dass es um *meine* Sicht auf die Welt geht. Im Gegenteil: Mich um äußerste Neutralität zu bemühen ist meine oberste und heiligste Maxime. Höchstmögliche Objektivität ist der *Raison d'être* unserer Publikation.

Falls Sie jetzt denken sollten, ›oh, das interessiert mich, und eine Million pro Jahr wäre mir das wert, wo kann ich abonnieren?‹, muss ich Sie enttäuschen: Nirgends. Es handelt sich bei unserer Leserschaft um einen äußerst exklusiven Club, dem man nur mit der Empfehlung eines Mitglieds beitreten kann und auch nur, wenn keiner der bisherigen Abonnenten Einwände erhebt. Was durchaus schon vorgekommen ist.

Wie aber passt nun dazu ein Buch wie das vorliegende? Eine berechnete Frage. Aus dem, was ich über das Konzept unserer Zeitung angedeutet habe, schlussfolgern Sie zweifellos, dass wir gewöhnlich eher die kurze Form pflegen. Aussagekräftige Überschriften, die sich auf ein Antippen hin zu knappen Abhandlungen erweitern, in denen man dort, wo es einen interessiert, weiter in die Details gehen kann, zu Erklärungen, Grafiken, Zahlen: So sieht ein typischer Artikel der *Windover View* aus.

Doch ab und zu ereignen sich Dinge, die zu schildern einer anderen Textform bedürfen, und dies ist so ein Fall. Ich habe eine Geschichte zu erzählen, die zu lang ist, um sie in meiner Zeitung unterzubringen, und zu wichtig, als dass ich sie dem Rest der Welt vorenthalten dürfte – deswegen war es nötig, ein Buch zu schreiben.

Wozu brauchen wir Nachrichten? Wir brauchen sie, weil wir wissen wollen, was von dem, was in der Welt vor sich geht, uns betreffen oder gar gefährden könnte. Wir brauchen sie, weil das Leben inhärent unsicher ist und im Prinzip jedes einzelne Lebewesen an jedem einzelnen Tag darum kämpft, ihn nicht zu seinem Todestag werden zu lassen.

Sicherheit, das lernen wir früh, ist eine Illusion.

Die einzige Sicherheit ist die, dass jeder von uns eines Tages sterben wird.

Doch selbst diese Gewissheit könnte ins Wanken geraten. Es gibt Menschen, die daran rütteln.

Und genau darum wird es im Folgenden gehen.

* * *

Auf Anraten unseres Firmenanwalts werde ich absichtlich vage bleiben, was den Zeitrahmen der nachfolgend zu schildernden Ereignisse anbelangt. Auch habe ich etliche Namen verändert und mir hinsichtlich der Schauplätze gewisse Freiheiten erlaubt. Es ist mir schwergefallen, das

zu tun, denn ich bin, was unsere Zeitung anbelangt, stolz auf die Präzision unserer Angaben und Zahlen. Unser Rechtsbeistand hat mich jedoch davon überzeugt, dass es so für alle besser ist.

Am besten, Sie lesen dieses Buch, als sei es ein Roman.

I DIE EINLADUNG





Kapitel 1

Montags Punkt zehn Uhr findet bei uns immer die sogenannte »große« Redaktionssitzung statt. Es ist der einzige Termin, der feststeht, die Konstante unseres Lebens, seit unsere Zeitung existiert. Wir treffen uns, um gemeinsam die Leitlinien für die vor uns liegende Woche herauszuarbeiten, zusammenzutragen, was sich momentan an großen Trends in der Welt abzeichnet und was wir tun müssen, um sie adäquat zu beschreiben.

Wenn es im Lauf der Woche notwendig werden sollte, über Details zu diskutieren – was für gewöhnlich der Fall ist –, erledigen wir das mithilfe moderner Bürokommunikationssysteme. Mit anderen Worten, dann erscheinen Texte auf Bildschirmen, werden gelesen, kommentiert und überarbeitet, oft gleichzeitig von mehreren Personen und oft über Kontinente hinweg. Wo nötig, telefonieren wir oder starten eine Ad-hoc-Videokonferenz. Hausintern klären wir vieles einfach im direkten Gespräch, bei einer Tasse Tee oder Kaffee. In den Redaktionskonferenzen jedoch liegt nur ein großes Notizbuch vor mir, blanke Seiten im Format A4, in Leder gebunden. Ich bin überzeugt, dass sich in dem, was ich darin an Fragen und Stichworten notiere, ergänze oder durchstreiche, der Zustand der Welt im Grunde am besten abbildet, zumindest, was mich betrifft.

In diesem Notizbuch könnte ich nachsehen, welche Themen, Trends und Entwicklungen wir an jenem Montag im Oktober diskutiert haben, an dem alles begann, aber ich

tue es nicht. Absichtlich, denn, wie gesagt, ich möchte die nachfolgend zu schildernden Ereignisse zeitlich lieber nicht allzu klar einordnen. Ich kann so viel sagen, dass nichts »Großes« darunter war, und den Rest kann man sich denken – im Nahen Osten kriselt es immer, in Brüssel wird immer an irgendwelchen weitreichenden Plänen gebrütet, immer werden neue Firmen gegründet und geraten andere in Schieflage, und immer wird viel über die Umwelt geredet und wenig für sie getan.

Unser Konferenzraum befindet sich im zweiten Stock unseres im Herzen Amsterdams gelegenen Redaktionsgebäudes, direkt über unserer Cafeteria, auf derselben Etage wie die Büros unserer Statistikabteilung und die des halben Rechercheurs. Die andere Hälfte der Rechercheure haust unterm Dach, und das ist ein Bereich des Hauses, den zu betreten ich lieber vermeide, denn unsere Rechercheure sind, sagen wir mal ... *speziell*. Und ich will, dass sie das bleiben, denn sie leisten hervorragende Arbeit.

Die Fenster des Konferenzraums weisen nach Norden. Dadurch ist der Raum zwar hell, aber nicht *zu* hell, denn es sind mindestens unsere Büros in Paris, Singapur und Los Angeles per Video zugeschaltet. In Singapur ist es dann siebzehn Uhr abends, und Yu Chow, der Leiter unserer dortigen Niederlassung, beschließt seinen Arbeitstag mit dieser Konferenz. Greg Scott in L. A. dagegen, wo es erst ein Uhr früh ist, muss seinen Sonntagabend opfern. Doch er ist ohnehin eine Nachteule, unverheiratet und kinderlos; man kriegt ihn um diese Zeit auch unter der Woche zuverlässig ans Telefon. Eine Konferenz hingegen, für die er morgens um neun Uhr wach sein müsste, wäre eine Herausforderung für ihn, die wir ihm lieber ersparen.

Wir sprechen bei diesen Treffen natürlich auch über Internes. Marta Udenthal, die kaufmännische Geschäftsführerin und meine Stellvertreterin, legte gerade unsere momentane finanzielle Situation dar – wir nehmen

viel Geld ein, gewiss, aber wir geben auch unglaublich viel wieder aus –, als es an der Tür klopfte und Octavia Gabriel hereinkam, unsere Sekretärin.

»Ich störe ungern«, erklärte sie mit sanftem Lächeln in das abrupte Schweigen hinein, »aber ich glaube, es ist wirklich dringend.«

Damit legte sie einen zusammengefalteten Zettel vor mich hin, bedachte die Runde noch einmal mit einem Blick aus ihren leuchtend blauen Augen und entschwand wieder.

Ich lugte in den Falz deszettels. *Frau Lestari bittet um SOFORTIGEN!!! Rückruf* stand da und eine Telefonnummer in London.

Eine Nummer, die Octavia gar nicht hätte aufschreiben müssen, denn ich kannte sie auswendig.

Ich holte tief Luft, schob den Zettel in die Tasche und sagte: »Leute, ich fürchte, ihr müsst mich kurz entschuldigen. Das hier ist tatsächlich dringend.«

»Wir unterbrechen«, bestimmte Marta.

* * *

Marta folgte mir die Treppe hinab in den ersten Stock, aber nicht, um in die Cafeteria oder in ihr Büro zu gehen, sondern um mir in meines zu folgen.

»James – was ist los?«, wollte sie wissen. »Was ist so wichtig, dass du eine *Redaktionskonferenz* unterbrichst?«

Ich verstand ihre Beunruhigung: Das hatte ich noch nie zuvor gemacht. Im Gegenteil, ich predigte immer, der Montagstermin sei unantastbar. Heilig. Unterbrechungen nur, falls ein Atomkrieg ausbrach oder Aliens landeten.

»Ich erklär's dir«, sagte ich, »aber nicht jetzt. Jetzt muss ich telefonieren.«

Marta ist eine patente, fröhliche Frau, die mit sich und ihrem Leben im Reinen ist und für jeden stets ein Lächeln und ein freundliches Wort übrig hat. Doch es gibt Momente, in denen es in ihr brodelt und man meinen

könnte, ihre rötlich-braunen Haare würden sich gleich in flammende Feuerzungen verwandeln, und dies war so ein Moment.

Doch bevor Schlimmeres passierte, wandte sie sich ab, verließ mein Büro und zog die Tür hinter sich zu.

Mir tat das sehr leid. Marta ist meine Geschäftspartnerin, ja, meine Vertraute. Ich habe mit ihr zusammen diese Firma aufgebaut und hatte keine Geheimnisse vor ihr – keine, bis auf dieses.

Heute, dämmerte mir, ging eine schöne, glückliche Epoche zu Ende, und eine neue begann.

Hoffentlich.

Ich nahm den Hörer ab und wählte die Nummer auf dem Zettel.

»Lestari – James Windover hier«, sagte ich, als sich eine helle, junge Frauenstimme meldete. »Ist etwas mit Ihrer Mutter?«

»Nein, mit ihr ist alles in Ordnung«, antwortete sie fröhlich. »Aber sie will Sie dringend sprechen. Persönlich. Heute noch.«

»*Heute noch?* Wieso das denn?«

»Das weiß ich nicht. Aber sie hat gesagt, wenn Sie nicht so schnell wie möglich kommen, werden Sie es bestimmt sehr bedauern.«

Das ist nicht unbedingt das, was man hören will zu Beginn einer Woche, die gerade noch so friedlich vor einem gelegen hat. Ich weckte den Computer auf und betrachtete meinen Terminkalender.

»Hören Sie, wie wäre es etwas später in der Woche? Sagen wir, am Donnerstag?«

»Mutter hat gesagt, heute.«

»Lestari – wie soll ich das denn machen? Wir haben gerade Redaktionssitzung. Die geht mindestens bis dreizehn Uhr. Und heute Nachmittag muss ich –«

»Ein Flugzeug braucht von Amsterdam bis London eine Stunde und fünfzehn Minuten«, unterbrach sie mich

freundlich. »Sie können heute Nachmittag hier sein und abends wieder zurück.«

»Ich weiß.« Die Sache ist die: Ich hasse es, zu fliegen. Nicht aus Flugangst, sondern weil man als Fluggast heutzutage behandelt wird wie zu transportierendes Vieh. Ganz davon abgesehen war Lestaris Rechnung sehr theoretisch, denn in der Praxis muss man bei Flügen mindestens ein bis zwei Stunden vor dem Abflug antanzen, sich unsinnig oft kontrollieren und durchleuchten lassen, dann warten, warten und nochmals warten, und selbst wenn der Flug keine Verspätung hat, landet man am Ende ja nicht in London, sondern fünfzig Kilometer davon entfernt, was auf noch gut eine weitere Stunde Fahrzeit hinausläuft.

»Heute Abend, achtzehn Uhr«, sagte ich. »Wäre das schnell genug?«

»Das wäre großartig«, erwiderte sie. »Tatsächlich hat Mutter mit genau diesem Termin gerechnet. Ich sage ihr Bescheid, dass Sie kommen.«

»Ja, sagen Sie ihr Bescheid«, meinte ich seufzend.

Dann legte ich auf, ging hinüber in unser Sekretariat und sagte: »Octavia, ich brauche einen Platz im Eurostar um dreizehn Uhr. Egal, welche Klasse.«

Und zu Marta, die in der Tür ihres eigenen Büros lehnte, die Arme vor der Brust verschränkt und die Brauen argwöhnisch gefurcht, sagte ich: »Du hast jetzt das Kommando.«

»Willst du mir nicht erklären, was das alles zu bedeuten hat?«

»Doch«, sagte ich. »Aber es ist eine lange Geschichte, und ich muss los. Ich erzähl sie dir, wenn ich zurück bin.«

* * *

Über unser Redaktionsgebäude sei so viel verraten, dass es sich, wie erwähnt, im malerischen Zentrum Amsterdams

befindet, nahe der Grachten, aber abseits aller touristischen Trampelpfade. Die alten Häuser Amsterdams sind bekanntlich sehr schmal gebaut, weil man zu der Zeit nach der Breite seiner Straßenfassade besteuert wurde, deswegen mussten wir zwei direkt nebeneinanderliegende Häuser kaufen und mit allerlei Durchbrüchen und anderen Umbauten zu einer Einheit verbinden. Von außen erkennt man das nicht, weil die zuständige Behörde eine Veränderung der Fassade nicht genehmigt und wir das ohnehin nicht gewollt hätten. Von der Straße aus sieht man zwei getrennte Haustüren und ein Hoftor aus dunkelgrünem Holz. Auf einem winzigen Klingelschild steht »Wind. View«. Das ist alles.

Im Erdgeschoss befinden sich Lagerräume für Büromaterial, eine Waschküche, ein Hauswirtschaftsraum, Stellplätze für Fahrräder (es gibt auch Stellplätze auf der Straße, aber wir wollen nicht, dass man sieht, wie viele Leute bei uns kommen und gehen), Serverräume, Umkleiden und sogar zwei Duschen: Die waren schon da, als wir das Haus übernommen haben, und haben sich als nützlich erwiesen, wenn man im Sommer verschwitzt mit dem Rad ankommt. Praktisch jeder von uns hat einen beträchtlichen Teil seiner Garderobe in einem Spind untergebracht. Ich hatte mir schon lange vorgenommen, hier eine fertig gepackte Reisetasche zu deponieren, für alle Fälle, doch wie das so ist mit guten Vorsätzen, ich hatte es immer vor mir hergeschoben, und deswegen musste ich jetzt nach Hause düsen, um zu packen.

Man fährt viel Rad in Amsterdam, vor allem, wenn das Wetter gut ist. Fahrräder haben zudem immer Vorfahrt, außer vor der Straßenbahn. In der Theorie. In der Praxis können Sie als Radfahrer so gut wie alles machen und kommen damit durch, nur mit einem nicht: Ihr Rad an einem Platz abzustellen, wo es nicht erlaubt ist. Ach ja, und wenn Sie Ihr Rad auf der Straße stehen lassen, sichern Sie es mit mindestens zwei verschiedenen Schlössern. Es hat

mich meine ersten beiden Fahrräder gekostet, das zu lernen; sparen Sie sich dieses Lehrgeld.

An diesem Montag war es für Oktober sensationell schön, deswegen war ich mit dem Rad ins Büro gekommen. Das kam mir nun zugute: Rad aus dem Hoftor rollen, zuschließen, aufsitzen und ab durch die Mitte. Ich wohne in der Nähe des Slotersees; das sind zwanzig Minuten mit dem Rad. Mit der Linie 17 dauert es etwa genauso lange, aber auf die Straßenbahn hätte ich warten müssen.

Lestari ist die Adoptivtochter von Anahit Kevorkian, einer britischen Milliardärin, die es irgendwie schafft, der Aufmerksamkeit all jener Business-Magazine zu entgehen, die sich regelmäßig bemüßigt fühlen, Ranglisten der fünfzig oder hundert reichsten Menschen der Welt aufzustellen. Sie würde fraglos auf eine solche Liste gehören, aber sie legt keinen Wert darauf.

Anahit ist ungefähr Mitte fünfzig und sitzt seit einem schweren Verkehrsunfall vor über zwanzig Jahren im Rollstuhl. Nach allem, was ich gehört habe, hat das ihrer Neigung, Dinge unverblümt beim Namen zu nennen, keinerlei Abbruch getan, eher im Gegenteil. Sie ist grantig und verbreitet mit Vorliebe schlechte Laune um sich herum, und ihr mitleidloser Blick und ihre spitze Zunge können verletzen. Trotzdem mag ich sie irgendwie gut leiden. Ihr Mann Edvard, Gründer und Inhaber von *Kevorkian Investments*, war ein vorsichtiger Investor, aber ein risikofreudiger Autofahrer – er ist bei dem Unfall damals ums Leben gekommen. Bei seiner Frau verhält es sich genau umgekehrt. Nach dem Tod ihres Mannes hat sie die bis dahin eher bescheidene Firma mit einer Reihe von waghalsigen Manövern zu einem Imperium ausgebaut, das den halben Erdball umspannt. Vielleicht auch den ganzen, so genau weiß ich das gar nicht.

Was mich betrifft, war sie vor allem diejenige, auf deren Initiative die Gründung von *The Windover View* rund sieben Jahre zuvor zurückging. Sie hat mich zu diesem Projekt

überredet, mich mit einer großzügigen Anschubfinanzierung versehen und mir später auch die ersten Kunden verschafft – aber sie hatte, typisch für sie, darauf bestanden, dass das alles unter uns blieb.

Das war mit dem heutigen Alarm hinfällig geworden. Ich würde Marta alles erzählen müssen. Und ob sie mir verzeihen würde, sie nicht eingeweiht zu haben, stand in den Sternen.

* * *

Ich wohne in Nieuw-West, im ersten Stock eines hübschen Ziegelbaus, ungefähr hundert Meter von der nächsten Haltestelle entfernt. Vielleicht sind es auch zweihundert Meter, ich habe es nicht gemessen. Nah jedenfalls, was nützlich ist, wenn es regnet. Und es regnet oft in Amsterdam.

Als ich ankam, verstaute ich das Fahrrad hastig im gemeinsamen Radkeller, eilte dann die Treppe hinauf und zog unterwegs mein Telefon aus der Tasche. Das elektronische Ticket für den Eurostar war bereits angekommen; ich würde Business Premier fahren – sehr angenehm also.

Und die zugehörige Message von Octavia lautete: *Ich habe Fragen.*

Hastig schloss ich meine Wohnungstür auf, tippte auf dem Kästchen im Flur den Code ein, der die Alarmanlage abschaltete, dann rief ich Octavia zurück.

»Wegen Ihrer Rückfahrt morgen«, sagte sie ohne Begrüßung. »Wenn ich unterstelle, dass Sie zu einer menschlichen Zeit aufstehen wollen, dann würde sich der 11 Uhr 04 anbieten. Sie wären dann um 16 Uhr 11 wieder in Amsterdam.«

»Das klingt gut«, sagte ich, »aber die Sache ist die, dass ich nicht weiß, was mich erwartet. Bis wann müsste ich Ihnen Bescheid geben?«

»Zwei Stunden vorher reicht.«

»Gut, dann melde ich mich rechtzeitig.«

»Die zweite Frage betrifft Ihren Aufenthalt. Werden Sie bei Ihrer Freundin unterkommen, oder brauchen Sie ein Hotelzimmer?«

»Das muss ich jetzt gleich klären, aber ich denke, ich komme zurecht.«

»Das wäre zu empfehlen«, meinte sie, »denn in London ist gerade Messe, und ich habe nachgeschaut – was Hotelzimmer anbelangt, gibt es praktisch nur noch übelste Absteigen. Zu Irrsinnspreisen, versteht sich.«

»Gut, ich betrachte mich als gewarnt«, sagte ich.

»Das wäre dann alles. Gute Fahrt.«

»Danke.« Ich beendete das Gespräch und sah, dass mein Anrufbeantworter blinkte. Ich besitze noch eines dieser guten, alten Geräte, die Anrufe tatsächlich noch selber speichern und sie nicht irgendwelchen Servern der Telefongesellschaft überlassen.

Es war ein Anruf meines Vaters, der erst mal knurrig bemäkelte, dass ich ja wohl nie zu Hause sei, und dann meinte: »Wenn du irgendwann nach London kommen solltest ... na ja ... vielleicht besuchst du deinen alten Herrn mal wieder, hm?«

Das hatte ich allerdings nicht vor, schon gar nicht heute.

Es stimmte, dass meine Besuche selten geworden waren in den letzten Jahren. Aber das lag nicht daran, dass ich so viel zu tun hatte; das schützte ich nur vor. Es lag daran, dass solche Besuche nie so verliefen, dass ich hinterher Lust auf eine Wiederholung hatte. Im besten Fall verbrachten wir einen langen Abend in einem stinkenden Pub und tranken Ale aus verschmierten Gläsern, während rings um uns herum laut gegrölt und geschimpft wurde, auf die Regierung, das Wetter und auf Dartpfeile, die nicht so trafen, wie sie sollten.

In der Regel aber endeten meine Besuche im Streit, weil es meinem Vater, dem alten Gewerkschaftler, gegen den

Strich ging, dass ich für den ›Feind‹ arbeitete, wie er es immer nannte. »Ich habe einen Verräter an unserer Klasse großgezogen«, sagte er meistens irgendwann, und wenn ich ihn dann daran erinnerte, dass es in der Hauptsache meine Mutter gewesen ist, die mich großgezogen hat, war für gewöhnlich nichts mehr zu retten.

Wohlgemerkt, ich habe nichts gegen Gewerkschaften. Sie sind ein notwendiges Gegengewicht zur Macht der Besitzenden. Aber mein Vater hat eine Religion daraus gemacht, und das geht *mir* gegen den Strich.

Ich löschte den Anruf und rief stattdessen Joan an, meine Freundin. Frau Doktor Joan Hayward ist knapp fünf Jahre jünger als ich und Ärztin am St. Mary's Hospital in London. Entsprechend schwierig ist es, sie telefonisch zu erreichen. Auf ihrem Mobiltelefon klappte es schon mal gar nicht; ich hätte ihr zwar eine Nachricht hinterlassen können, aber das verbot sich meiner Ansicht nach.

Ihrem Schichtplan, den sie mir regelmäßig schickt und den ich im Telefon stets bei mir habe, entnahm ich, dass heute ohnehin ein denkbar ungeeigneter Tag für einen Spontanbesuch war. Sie hatte Spätschicht, mit anderen Worten, je nachdem, wie lange ich bei Anahit Kevorkian sein würde, kam ich womöglich vor ihr in ihrer Wohnung an, sie würde total erledigt sein, und obendrein musste sie am nächsten Tag früher raus wegen einer Fortbildung.

Das nunmehr grüne Auge meines Anrufbeantworters schien mir spöttisch zuzublinzeln. Ja, bei meinem Vater konnte ich zur Not auch unterkommen. Aber ich richtete ein stummes Bittgebet an eventuelle höhere Mächte, dass sie mir dies ersparen mochten, und telefonierte dann ein paar andere Anschlüsse im Krankenhaus ab.

Endlich bekam ich Joan an den Apparat. Sie klang, wie meistens, erschöpft, und sie war auch nicht besonders begeistert, als ich ihr sagte, dass ich käme.

»James, mir geht's heute nicht so gut«, meinte sie seufzend. »Ich freu mich, dich zu sehen, ja, aber ... erwarte

nichts, okay?«

»Ein warmes Plätzchen am Ofen, mehr brauch ich nicht«, versprach ich. »Ich werde dich sanft küssen, dir den Rücken massieren und dir die neuesten Geschichten aus der Welt der Nachrichten erzählen, bis du eingeschlafen bist.«

Mit einer Rückenmassage kriegte ich sie normalerweise immer. Doch diesmal sagte sie: »Ach, ich weiß nicht ... kann ich mir grade nicht so recht vorstellen ...« Im Hintergrund rief jemand etwas, das ich nicht verstand, und ein Gerät fing an, nervtötend zu piepsen. »Du, ich muss«, sagte sie.

»Okay, dann bis heute Abend«, rief ich, aber da war die Leitung schon tot.

Nun, in der Regel sind unsere Telefongespräche mit mehr Begeisterung verbunden, aber immerhin, es war ausgemacht, und alles Weitere würde sich finden. Ich sah auf die Uhr: Keine Zeit zu verlieren. Hurtig holte ich mein handliches Rollkofferchen aus dem Schrank und packte. Das geht bei mir schnell, denn in besagtem Kofferchen steckt eine schon fertig gepackte Kulturtasche mit einem zweiten Rasierapparat, und da ich meine Garderobe stets peinlich in Ordnung halte, brauche ich alles Übrige – Unterwäsche, Schlafanzug, frische Hemden und so weiter – nur aus dem Schrank zu nehmen. Auf der Innenseite der Tür hängt eine Checkliste, damit ich nichts vergesse. Eine Sache von Minuten also. Ein letzter Blick in die Runde: Alles in Ordnung. Ich löschte das Licht im Flur, nahm mein Kofferchen, schaltete die Alarmanlage wieder ein und machte mich auf den Weg. Bei meiner Wohnungssuche ist die Nähe zu einer Straßenbahnhaltestelle ein wesentliches Kriterium gewesen: Zu Fuß bin ich in weniger als fünf Minuten an der Station Meer en Vart, von wo aus mich die Linie 17 normalerweise bis zur Haltestelle Rozengracht bringt, was nur noch ein paar Schritte von unserem Redaktionsgebäude entfernt ist. Doch praktischerweise

fährt die Linie 17 auch durch bis Amsterdam Centraal, wo das gelb-blaue Geschoss auf mich wartete, der Eurostar.

* * *

An diesem Tag hatte der Eurostar nur ein paar Minuten Verspätung, und so kam ich kurz nach siebzehn Uhr Ortszeit im Bahnhof London St Pancras an. Ich fahre diese Strecke oft, aber meistens entweder ganz früh, damit Joan und ich etwas vom Tag haben, oder spät am Abend, nach der Arbeit. Um diese Tageszeit bin ich noch selten angekommen, und der Anblick des Glasdachs über der Halle, das im Licht der späten Nachmittagssonne leuchtete, kam mir ganz fremd vor.

Die Taxis setzen einen an der Ostseite des Bahnhofs ab und warten an der Westseite auf neue Fahrgäste. Ich nannte dem Fahrer eine Adresse in Kensington, allerdings nicht die des Kevorkian-Anwesens, sondern die eines Hauses, in dem Eric Clapton mal gewohnt hat. In meiner Zeit beim Musikmagazin *Hard'n Heavy* durfte ich ihn dort einmal interviewen, was mich jungen Kerl damals ziemlich beeindruckt hat und mir unvergessen geblieben ist.

Der Gitarrist wohnt da längst nicht mehr, aber Anahit Kevorkian hat es lieber, wenn ich mich nicht direkt zu ihrem Haus bringen lasse. Wie gesagt, sie ist sehr auf Verschwiegenheit bedacht.

Nachdem ich den Fahrer bezahlt hatte, war es nicht mehr weit, zweihundert Meter vielleicht, und es gibt Schlimmeres, als an einem schönen Oktoberabend durch eine der prachtvollen Straßen Kensingtons zu spazieren.

Die Häuser in dieser Straße, deren Name ich aus den schon genannten Gründen verschweigen muss, ähneln einander: Fast alle sind drei Stockwerke hoch und aus gelbbraunen Ziegeln erbaut, alle haben prachtvolle, weiß gerahmte Fenster und stellen jeweils einen Wert von zwanzig bis dreißig Millionen Pfund dar. Von der Straße

aus sieht man nur große, meist etwas mitgenommen wirkende Eschen – Stadtbäume eben –, hinter denen die Häuser wie versteckt wirken, und hinter schmiedeeisernen Gartentoren stehen teure Autos geparkt. Vor dem Kevorkian-Anwesen war es ein grauer Mercedes S 600: Anahit Kevorkian ist britische Patriotin durch und durch, aber nicht, wenn es um Autos geht.

Der Türsummer ertönte, noch ehe ich die Treppe ganz genommen hatte. Ich betrat den lichtdurchfluteten Flur dahinter, dessen Boden mit schwarz-weißem Marmor ausgelegt ist. Alles atmet Eleganz und Geld, und es riecht auch so, ohne dass ich sagen könnte, was genau für ein Duft diesen Eindruck erweckt.

»Hallo, Mister Windover.« Lestari kam aus ihrem kleinen Büro. Sie ist ein rundliches Mädchen mit John-Lennon-Brille und der einzige Mensch, den ich kenne, der immerzu von strahlend-heiterer Lebensfreude erfüllt zu sein scheint. »Mutter hat noch Besuch. Wollen Sie vielleicht einen Tee, solange Sie warten?«

»Gern«, sagte ich.

Ich folgte ihr in einen kleinen Salon auf der ihrem Büro gegenüberliegenden Seite des Flurs, dessen Wände mit bedrückend viel moderner Kunst vollgehängt sind und in dem ich schon oft gewartet und mich gefragt habe, was die Künstler mit diesen Werken wohl sagen wollten.

»Das Treffen jetzt gerade wurde ganz kurzfristig nötig«, erklärte Lestari, während sie mir Tee eingoss. »Etwas Politisches.«

»Kein Problem, ich bin ja auch viel zu früh dran«, meinte ich und nahm die hauchdünne Porzellantasse entgegen, gefüllt mit einer hellgoldenen, nach Kindheit duftenden Flüssigkeit.

Noch ehe wir uns in Konversation ergehen konnten, hörte man, wie sich eine Tür öffnete und jemand eiligen Schrittes den Flur entlangkam. »Guten Abend«, rief er Lestari zu und drehte sich rasch wieder weg, als er mich

Deswegen mussten alle Intelligenztests mit engen Zeitlimits arbeiten.

Das hieß umgekehrt: Ein Mensch, der sein Gehirn in einen Computer übertragen ließ, würde dadurch auf einen Schlag eine Million Mal intelligenter sein als alle anderen.

In dem geplanten Film sollte es darum gehen, dass der Wissenschaftler, der dieses Verfahren entwickelt, dafür sorgt, dass er als erster Mensch *upgeloadet* wird. Er stellt das als selbstlose Tat dar, im Dienst der Wissenschaft, ganz im Geist der Selbstversuche vergangener Zeiten. Tatsächlich aber ist das Erste, was er tut, sobald sein Geist sich in der Maschine befindet, dass er sein Denken maximal beschleunigt und dadurch zur Superintelligenz wird. Das ermöglicht ihm, blitzschnell in sämtliche Computersysteme einzudringen und alle Macht auf Erden an sich zu reißen, noch ehe der Tag zu Ende ist. Sein erstes Ziel ist, zu verhindern, dass jemals ein zweiter Mensch *upgeloadet* wird, denn er will keine zweite Superintelligenz neben sich dulden. Sobald das sichergestellt ist, geht er daran, alle Probleme der Menschheit zu lösen ...

Ich blickte auf mit einem Gefühl, als sei ein Schleier von meinen Augen genommen worden und als sähe ich die Dinge endlich so, wie sie wirklich waren. *Das* also schwebte Peter Young vor! Er wollte ganz selbstlos alle Probleme der Menschheit lösen ...

Wer's glaubt. Schätzungsweise war es eher die Idee, alle Macht auf Erden zu haben, die ihn antrieb.

Niels streckte die Hand aus, und ich reichte ihm die Blätter weiter.

»Ich nehme an, dass Sie uns diesen Brief nicht für eine Weile mitgeben wollen?«, fragte ich, immer noch erschüttert von der Vision, die ich gerade gelesen hatte.

»Er ist das Vermächtnis meines Bruders«, sagte Bernard Colbert. »Der verlässt das Haus nicht.«

»Dürfen wir die Blätter wenigstens fotografieren?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich hab gesagt, keine Fotos.«

Ich hörte Niels einen leisen Pfiff ausstoßen. Also war er gerade an der Stelle mit der Beschleunigung des Denkens. Dass wir daran nicht gedacht hatten!

»Nun ja, abgemacht ist abgemacht«, sagte ich. »Ich danke Ihnen jedenfalls, Mister Colbert. Sie haben uns wirklich sehr geholfen.«

* * *

So endet dieser Bericht, nicht aber die Geschichte dahinter: Die, so darf vermutet werden, geht in aller Verschwiegenheit weiter.

Wie schon eingangs gesagt, hätte ich liebend gern mehr genaue Namen und Daten genannt. Aber sämtliche juristischen Fachleute, die ich befragt habe, haben mir übereinstimmend versichert, ich würde meines Lebens nicht mehr froh werden, sollte ich die Bedingungen des *Non Disclosure Agreements* ignorieren, das ich unterzeichnet habe. Oder wie es Robrecht Arendonk formuliert: »Der lange Arm der amerikanischen Justiz erreicht Sie in jedem Land, in dem zu leben Sie ertragen würden.«

Jedoch waren sie größtenteils der Auffassung, dass ich auf der sicheren Seite bliebe, wenn ich das, was ich erlebt und erfahren habe, in der Form einer fiktionalen Erzählung niederschriebe. Mit anderen Worten: als Roman, in dem Orte, Personen und Ereignisse hinreichend verfremdet dargestellt werden und der jederzeit den Anspruch erheben kann, reine Erfindung zu sein. Und da ich mittlerweile Vater eines prächtigen Jungen bin, an dessen Wohlergehen mir außerordentlich gelegen ist, habe ich diesen Weg gewählt.

Besagten Roman haben Sie nun gelesen. Nehmen Sie ihn als Gedankenspiel, bilden Sie sich Ihre eigene Meinung – und behalten Sie im Blick, was auf der Welt passiert.

- ENDE -

Danksagung

Ich habe zu danken:

Flugkapitän Dr. Dirk Bruse für seine Unterstützung bei der Schilderung, wie Privatflüge ablaufen.

F. A. für Einblicke in die Arbeit von Zielfahndern.

Und außerdem vielen anderen, hilfreichen Menschen, die zwar auf meine Fragen geantwortet haben, aber nicht namentlich genannt werden wollten. Ihnen sei trotzdem gedankt.